

Kenilworth Castle, Juli 1460

„Was soll das heißen, sie sind zurückgekommen?“ Königin Marguerite schlug mit der Faust auf den Tisch – heftig genug, dass die Weinbecher erzitterten und die Lords leicht zusammensuckten. „Das können sie nicht! Sie sind verurteilte Verräter! Wieso habt Ihr sie nicht verhaftet und ihnen die Köpfe abgeschlagen?“

Julian fragte sich, ob die Faust sie nicht schmerzte. Eine so zarte Frauenhand schien kaum dafür geschaffen, auf Tische zu schlagen. Aber wenn es der Fall war, ließ die Königin sich zumindest nichts anmerken.

Der Duke of Somerset räusperte sich verlegen. „Madam, dazu fehlten uns die Kräfte. Warwick und der junge Edward of March ... Sie sind mit zweitausend Mann aus Calais gekommen.“

„Zweitausend?“, wiederholte sie ungläubig. „Woher in aller Welt haben sie die?“

„Es sind Männer der Garnison von Calais“, antwortete Julian. „Sie sind Warwick ganz und gar ergeben, weil er, seit er ihr Kommandant ist, pünktlich den Sold bezahlt. Aus der eigenen Schatulle.“

„Verstehe“, murmelte sie bitter. „Sie verraten ihren König und küssen die Hand, die sie füttert.“

Sie hat Recht, musste Julian einräumen. Und er erinnerte sie nicht daran, dass die Krone es jahrelang versäumt hatte, die Männer von Calais regelmäßig für ihre Dienste zu entlohnen oder auch nur ausreichend mit Lebensmitteln zu versorgen. Es hätte Marguerite bloß noch zorniger gemacht, und im Augenblick schien es ihm das Wichtigste, dass sie alle einen kühlen Kopf behielten.

„Auf dem Marsch nach London sind ihre Reihen angeschwollen“, setzte Algernon Fitzroy den unerfreulichen Bericht tapfer fort. „Im ganzen Süden sind sie ihnen zugelaufen: Bauern, kleine Handwerker, Ritter. Und die Stadtväter von London haben ihnen die Tore geöffnet.“

„London?“ Zum erstenmal lag ein Anflug von Furcht in Marguerites Stimme. „London hat uns den Rücken gekehrt?“ Vorwurfsvoll wandte sie sich an Lucas Durham, dessen Onkel einer der reichsten Kaufherren der großen Metropole war und der deswegen immer wieder in die Verlegenheit geriet, der Königin die unergründliche Londoner Seele erklären zu müssen.

„Sie sind nicht gerade entzückt von Richard of York“, antwortete Lucas. „Aber sie lieben seinen Sohn, den jungen Edward of March. London hatte schon immer eine Schwäche für

schöne, junge Ritter, Madam. Und die Londoner sind grantig, dass der Hof nicht mehr in Westminster ist, die Parlamente nicht mehr dort stattfinden, und die guten Geschäfte der Stadt deshalb entgehen. Wenn Ihr Euch eines Tages entschließen solltet ...“

„Ich gedenke nicht, meine politischen Entscheidungen von der unstillbaren Geldgier der Londoner Pfeffersäcke abhängig zu machen“, beschied sie frostig.

Lucas Durham nickte. „Gewiss, Madam.“ Julian sah, wie hart sein Freund die Zähne aufeinanderbiss. Marguerite hatte Lucas beleidigt, erkannte er. Dafür hatte sie ein unfehlbares Talent.

„Am zweiten Juli sind March und Warwick jedenfalls in die Stadt einmarschiert“, fuhr Algernon fort, und um der Königin ihre schroffen Worte an Lucas heimzuzahlen, fügte er hinzu: „Die Londoner säumten die Straßen und jubelten.“

Die Königin schüttelte den Kopf, ausnahmsweise einmal sprachlos, so schien es.

„Ich fürchte, wir müssen den Dingen ins Auge sehen, Majesté“, sagte Somerset ernst. „Der Süden ist den Yorkisten wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen. Wir müssen verhandeln, es bleibt uns nichts anderes übrig.“

„Wirklich nicht?“, fragte sie. Es klang gefährlich.

Aber Somerset brachte sie so leicht nicht aus der Fassung. Sein Vater war Edmund Beaufort gewesen, Megans Onkel, der bei St. Albans gefallen war. Zusammen mit Julians Vater und dem Duke of Suffolk war er König Henrys verlässlichster Freund und Ratgeber gewesen, und ganz im Gegensatz zu Julian war der junge Somerset von dem Ehrgeiz beseelt, in seines Vaters Fußstapfen zu treten. Die Königin schätzte ihn sehr und hörte gelegentlich sogar auf seinen Rat. Und Somerset wusste, sie erwartete von ihm, dass er ihr schonungslos die Wahrheit sagte, auch wenn sie ihn zum Dank dafür oft genug abkanzelte. „Was sonst könnten wir tun?“, entgegnete er achselzuckend.

Ein Funkeln trat in ihre blauen Augen, sodass diese Julian für einen Moment an eine Schwertklinge im Sonnenschein erinnerten. Doch dann winkte die Königin ab und ließ sich seufzend in ihren Sessel sinken. „Ich muss darüber nachdenken. Habt Dank, Gentlemen. Wenigstens auf Euch ist noch Verlass. Aber nun müsst Ihr mich entschuldigen. Es wird Zeit, dass ich nach dem König sehe. Und da seine Krone wieder einmal auf dem Spiel steht, sollte ich ihm vielleicht ausnahmsweise einmal sagen, was vorgeht, nicht wahr?“

Die Lords und Ritter tauschten unbehagliche Blicke. Dann verneigten sie sich vor der Königin und machten kehrt. Sie hatten die Tür schon fast erreicht, als ihr noch etwas einfiel:

„Ach, Waringham, seid so gut und bleibt noch einen Augenblick.“

Julian hielt inne. *Zu früh gefreut*, fuhr es ihm durch den Kopf. Er wandte sich um. „Gewiss, Madam“, sagte er, schloss die Tür hinter seinen Gefährten und trat wieder zu ihr an den Tisch. „Was wünscht meine Königin?“, fragte er höflich.

Sie schien ihn kaum zu hören. „York sitzt in seinem irischen Exil wie die Spinne im Netz“, bemerkte sie. Es klang beinahe amüsiert. „Er lässt seinen Welpen und Warwick hier die Drecksarbeit für ihn erledigen und stellt sich wohl vor, im Triumph nach England zurückzukehren, wenn der Boden bereitet ist. Hat er vergessen, dass seine Gemahlin und seine jüngeren Kinder meine Geiseln sind?“

Julian hob die Schultern. „Vielleicht ist es ihm gleich.“

„Meint Ihr wirklich? Ob es ihm auch gleich wäre, wenn wir ihm ihre Köpfe nach Irland schickten?“

Julian sah auf sie hinab. Er setzte alles daran, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr ihn manchmal entsetzte, was sie sagte. Was sie tat, erst recht. „Die Duchess of York und ihre Kinder befinden sich in der Obhut des Erzbischofs von Canterbury, Majesté“, erinnerte er sie. „Ich habe Zweifel, dass er sich für diese Idee sonderlich erwärmen könnte.“

Sie zog die schmalen, dunklen Brauen in die Höhe. „Eure Illusionen sind ja so rührend, Waringham. Aber der Erzbischof hat ein paar dunkle Geheimnisse wie wir alle. Außerdem hat er einen jüngeren Bruder, der unbedingt Bischof von Durham werden und bei Hofe Karriere machen will. Ich denke, es ist alles eine Verhandlungsfrage, meint Ihr nicht?“

Ihre Überheblichkeit machte ihn wütend. Er wusste, dass genau das ihre Absicht war, aber trotzdem ging er ihr auf den Leim. „Fragt mich lieber nicht nach meiner Meinung.“

Marguerite lachte in sich hinein, erhob sich und lehnte sich an die Tischkante. „Aber ich bin brennend daran interessiert, Mylord. Also seid so gut und sagt mir, was Ihr denkt.“

Julian trat noch einen Schritt näher an sie heran, sodass kaum mehr eine Handbreit Platz zwischen ihnen war. „Ihr seid eine Viper“, eröffnete er ihr.

„Tatsächlich?“, erwiderte sie. „Sonst noch etwas?“

Er hob die Hand, zögerte einen winzigen Moment, dann legte er die Rechte um ihren Oberarm und packte hart zu. Es war das, was sie wollte. Er tat immer nur, was sie wollte. „Ein treuloses Weib. Und ein verruchtes Luder.“

„Und mit so etwas lasst Ihr Euch ein?“ Mit geschickten Fingern schnürte sie seine Hosen auf. Sie brauchte nicht einmal hinzuschauen, sah ihm stattdessen unverwandt in die Augen.

„Was Euer armer Vater wohl davon halten würde?“

Sie erkannte, dass sie ihn getroffen hatte, und ihre Lippen verzogen sich für einen Lidschlag nach oben. Sie setzte sich auf den Tisch, legte die Hände auf seine Hüften und zog ihn zwischen ihre Schenkel. Julian drang hart und schnell in sie ein, so wie sie es gern hatte. Sie stöhnte hemmungslos, was ihn dankbar für die dicken Mauern und Türen von Kenilworth machte. Marguerite stemmte sich seinen Stößen entgegen, umklammerte seine Oberarme und lehnte sich weiter zurück. Keuchend beugte er sich über sie, drückte ihren Oberkörper auf die dunkel gebeizte Tischplatte hinab und hielt sie nieder, so als habe er hier das Sagen. Dabei war es *ihr* Spiel; sie ganz allein bestimmte die Regeln. Es machte ihr am meisten Spaß, wenn es ihr gelang, ihn in Rage zu bringen, aber Julian ließ sich niemals verleiten, zu weit zu gehen. Irgendetwas zu tun, das über ihre Wünsche hinausging. Denn er wollte gern noch ein bisschen weiterleben – selbst wenn er sich manchmal fragte, was an einem Dasein als Marguerites Lustknabe so erstrebenswert war.

Sie schlug die langen, sorgfältig manikürten Nägel in seinen Unterarm. Julian stieß zischend die Luft aus, zerrte ihr die Hände auf den Rücken und fesselte sie mit dem veilchenblauen Seidenschal, der scheinbar zufällig auf dem Tisch gelegen hatte. Die Königin nahm die Unterlippe zwischen die Zähne, was ihrem Gesicht einen schelmischen Ausdruck verlieh, drängte sich ihm entgegen und schloss halb die Lider, als sie kam. Es war nicht das letzte Mal. Marguerite war eine Geliebte mit königlichen Ansprüchen. Sie verlangte nicht nur die wortgetreue Befolgung ihrer Wünsche, sondern ebenso Ausdauer und Stehvermögen.

Als sie Julian schließlich bedeutete, dass er seiner Vasallenpflicht Genüge getan habe, lagen sie beide halb nackt am Boden. Strohhalme klebten an ihren schweißfeuchten Leibern, und die Sommerhitze in Verbindung mit dem schweren Geruch von Körpersäften drohte Julian die Kehle zuzuschnüren.

Er stand auf, zog seine Hosen an, schenkte sich einen Becher Wein ein und leerte ihn in wenigen großen Schlucken. Der Wein war schon lange nicht mehr kühl. Aber er schmeckte herb und erdig und tat ihm wohl. Als Julian absetzte, keuchte er. Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen, wandte sich um, lehnte sich an den schweren Tisch und kreuzte die Knöchel.

Gefesselt, mit entblößten Brüsten und aufgelösten Haaren lag Marguerite im Stroh, die Augen geschlossen, ein schläfriges Lächeln auf den Lippen. Wie eine läufige Schäferstochter, dachte er. Aber er dachte es mehr verwundert als angewidert. Ihre Schönheit konnte ihn

immer noch rühren. Das Grübchen an ihrem Kinn. Die schmalen Schultern, die zerbrechlich wirkenden Schlüsselbeine. Das seidige, dunkle Haar, die langen, schmalen Finger. Er wusste nicht, was mit ihr passiert war, wie sie zu dem geworden war, was da zu seinen Füßen im Stroh lag, aber manchmal kam ihm der Gedanke, dass all das ein tragischer Irrtum sein musste. Dass Gott sie nicht so erschaffen hatte.

Als sie die Augen aufschlug, verging ihm der leise Anflug von Mitgefühl. Etwas ganz und gar Erbarmungsloses war in diesem Stahlblau.

„Hilf mir auf und bind mich los“, befahl sie.

Er rührte sich nicht sofort. „Was wohl wäre, wenn ich dich so hier liegen liebe ...“, überlegte er halblaut, obwohl er wusste, dass sie ihn allein für diese Worte früher oder später würde büßen lassen.

Sie schnaubte. „Das kann ich dir genau sagen: Du würdest einen sehr langsamen Verrätertod sterben, weil ich dich beschuldigen würde, dich mir unsittlich genähert zu haben, und in schätzungsweise drei Tagen wären englische Soldaten in Wales, um deine Schwester zu verhaften und ihrem sehnsüchtig wartenden Gemahl zu bringen.“

Julian nickte, schenkte sich nach und trank. Nichts rührte sich in seinem Gesicht. Ihre Drohungen waren ihm alles andere als neu.

Es hatte angefangen, als er kurz nach seinem zwanzigsten Geburtstag auf Befehl der Königin nach Kenilworth gekommen war, um ihr bei der Eintreibung der Steuern und Pachten behilflich zu sein, die der Krone aus dem Herzogtum Lancaster und dem Prince of Wales aus seinen Besitzungen zustanden. Auf dass sie sich rüsten und gegen die Machenschaften des Duke of York zur Wehr setzen konnten. Julian hatte jedoch bald gemerkt, dass Marguerite ihn nicht wegen seiner Qualitäten als Soldat an ihren Hof geholt hatte. Als sie ihm zu verstehen gegeben hatte, was es war, das sie von ihm wollte, war er nicht wenig geschmeichelt, vor allem jedoch schockiert gewesen, und ihre Avancen hatten ihm Angst gemacht. Er hatte versucht, ihr möglichst höflich auszuweichen, und da hatte sie ihm zum ersten Mal vor Augen geführt, welche Macht sie über ihn und die Seinen besaß. Dass sie nur mit den Fingern zu schnipsen brauchte, um sein Leben zu zerstören. Oder das seiner Schwester.

„Du solltest nicht vergessen, dass Wales unter englischer Herrschaft steht. Jasper Tudor mag dort ein mächtiger Mann sein und seine schützende Hand über deine Schwester halten, doch ist er ein englischer Kronvasall. Und unser Gesetz gilt dort ebenso wie hier. Also ...“

Julian machte einen Schritt auf sie zu, beugte sich vor, zog sie unsanft auf die Füße und

löste den Knoten des Schals, der ihre Hände gefesselt hatte. „Schon gut. Es ist wirklich nicht nötig, das immer wieder zu betonen.“

„Mir scheint hingegen, man kann dich gar nicht oft genug daran erinnern.“ Marguerite zog ihr Unterkleid zurecht und schloss die Haken und Ösen. Ohne Hast oder Scham. Selbst nach den ausgefallensten Eskapaden war Marguerite niemals verlegen, sondern strahlte Überlegenheit und äußerste Gelassenheit aus. Und wie eh und je kam Julian nicht umhin, sie für ihren Schneid zu bewundern.

Sie trat zu ihm, sah ihm in die Augen, stahl ihm den Becher aus der Hand und trank. Konzentriert ließ sie den Wein über die Zunge rollen, schluckte und nickte. „Passabel. Genau wie du, Julian.“

Die Sommerhitze in den Midlands war feucht und drückend. Doch als Julian ins Freie trat, spürte er wenigstens einen Lufthauch, der vom Wasser her wehte. Kenilworth war eine ebenso wehrhafte wie schöne Burg aus einem rötlichen Stein, der in der Nachmittagssonne manchmal einen wundervollen matten Kupferglanz hatte, und die Burganlage war umgeben von einem See, der liebevoll „das Große Meer“ genannt wurde. Außerhalb der trutzigen Burgmauern am jenseitigen Ufer hatte König Henrys Vater, der ruhmreiche Harry, vor rund vierzig Jahren ein komfortables Haus errichten lassen, wohin er sich vom Trubel des Hofes zurückziehen konnte. Dieses abgelegene, geradezu verschwiegene Refugium hatte die Königin als ihr Domizil gewählt, und Julian musste mit einem Ruderboot über das Große Meer paddeln, um die eigentliche Burg zu erreichen. Trotz der Hitze kam ihm die Bootsfahrt gelegen. Karpfen dümpelten knapp unter der Oberfläche des stillen Wassers, und im Uferschilf sangen Grillen. Es war friedvoll. Die gleichmäßigen Ruderschläge beruhigten ihn, und als er etwa die Hälfte des Sees überquert hatte, zog er die Riemen ein und schaute über das Wasser und auf die grünen Felder hinaus.

Die Gegend um Kenilworth war ganz anders als Kent. Das Land war flacher und dichter besiedelt. Die Wälder hier waren nicht so weitläufig. Trotzdem fühlte Julian sich von der Weite des Himmels an zu Hause erinnert, und er fand sein Gleichgewicht wieder in der majestätischen Stille auf dem See.

Es war früher Nachmittag – bei diesem Wetter meist eine Tageszeit schläfriger Ruhe –, und er hoffte, ungesehen zu seinem Quartier in dem alten Bergfried zu gelangen, denn er wollte nicht, dass seine Freunde merkten, wie lange er bei Marguerite gewesen war.

Als er durch das mächtige Torhaus in den Hof kam, war er erleichtert, diesen fast völlig verwaist zu finden. Er sah kein vertrautes Gesicht auf dem Weg zum Hauptgebäude. Verstohlen wie ein Dieb schlüpfte er ins kühle Halbdunkel des alten Gemäuers und die Treppe hinauf.

In seinem Quartier fand er seinen Knappen Alexander vor, der am Tisch saß, sich die Langeweile mit dem Würfelbecher vertrieb und sehnsüchtig aus dem kleinen Fenster schaute.

„Tut mir Leid, dass du so lange warten musstest, Junge“, sagte Julian.

Alexander zuckte die Schultern und unterdrückte ein Gähnen. „Macht nichts, Sir. Allein zu würfeln hat den Vorzug, dass man immer gewinnt.“

Julian grinste vor sich hin. Kaum ein Tag verging, ohne dass er Gott für diesen umsichtigen und höflichen Jungen dankte, der immer aufmerksam war und dem anscheinend nichts die Laune verderben konnte. „Sei so gut und hol mir einen Eimer Wasser. Danach kannst du von mir aus verschwinden. Deine Freunde baden im Großen Meer.“

„Ich hab’s gesehen“, erwiderte Alexander ohne sonderliche Begeisterung. „Aber ich kann nicht schwimmen.“

Julian zog Surkot und Wams über den Kopf, und als sein Gesicht wieder zum Vorschein kam, zeigte es Verwunderung. „Ist das wahr? Warum hast du das nie gesagt? Ich kann es dir beibringen.“

„Ich schätze, es war mir peinlich.“

„Unsinn“, widersprach Julian. „Sobald wir wieder mal für ein paar Wochen nach Waringham kommen, kriegst du Schwimmunterricht. Von mir höchstpersönlich. Wir müssen es ja nicht an die große Glocke hängen, wenn es dir unangenehm ist. Ein Ritter, der auf sich hält, muss schwimmen können.“

„Wozu?“, fragte Alexander. „Ein Ritter, der über Bord fällt, ersäuft so oder so, weil seine Rüstung ihn in die Tiefe zieht.“

„Na ja, da hast du Recht“, musste Julian einräumen. „Denkst du, es wird heute noch was mit dem Eimer Wasser?“

Schleunigst sprang Alexander von dem lederbespannten Schemel auf, ging hinaus und kam in Windeseile mit einem Eimer zurück. Das Gefäß war randvoll und schwer, aber Alexander trug es ohne erkennbare Mühe. Das rief Julian ins Gedächtnis, dass sein Knappe schon siebzehn und kein Knabe mehr war. Julian dachte nicht gern an den Tag, da er ihn verlieren würde, doch dieser Tag rückte unaufhaltsam näher.

Alexander gab Wasser aus dem Eimer in die Schüssel auf dem Tisch und legte Rasiermesser, ein Handtuch, sogar einen kleinen Klumpen Seife bereit.

Vermutlich kann man auf zehn Schritte Entfernung riechen, wie nötig ich es habe, dachte Julian verdrossen. „Danke. Jetzt verschwinde.“

„Kann ich Euch vorher noch was fragen, Sir?“

Julian seufzte. Er wollte allein sein. Er wollte nachdenken, sich einreden, es sei alles nicht seine Schuld und er könne nichts dafür, dass er den König auf so schändliche Weise betrog, und vor allem wollte er sich waschen.

„Ich könnte Euch rasieren“, erbot sich der Junge.

Julian zog die linke Braue hoch. „Was hast du denn auf dem Herzen, dass du mir so unwiderstehliche Angebote machst? Also schön, meinerwegen.“

Er wusch sich Gesicht und Hände, dann setzte er sich auf den Schemel und reichte Alexander das Messer.

Der Knappe stellte sich hinter ihn, hob mit einem Finger sein Kinn an und machte sich behutsam ans Werk.

„Für jeden Schnitt eine Ohrfeige“, drohte Julian.

Alexander grinste über den nervösen Tonfall. „Ich pass schon auf“, versprach er.

„Also?“

Für ein paar Herzschläge war nichts zu hören als nur das Schaben der Klinge. Dann fragte Alexander: „Werden wir gegen die Yorkisten in die Schlacht ziehen?“

Julian blinzelte gegen das Sonnenlicht, das ihm direkt in die Augen fiel. „Ich schätze schon. Die Königin scheint nicht in der Stimmung, mit Warwick zu verhandeln. Aber sei unbesorgt. Wir werden wieder gewinnen. Wir setzen den König einfach auf einen Gepäckwagen und nehmen ihn mit, und dann werden die Soldaten der Yorkisten glauben, sie kommen in die Hölle, wenn sie gegen uns kämpfen. Das hat bei Ludlow auch funktioniert.“

Alexander drehte Julians Kopf ein wenig und rasierte ihm die linke Wange. „Was habt Ihr mit Eurem Arm gemacht?“, fragte er plötzlich.

Ein wenig zu hastig drehte Julian den rechten Unterarm um, sodass die Handfläche nach oben zeigte und die Spuren von Marguerites Nägeln verdeckt waren. „Was weiß ich. Irgendwo in die Rosen geraten oder so.“

„Es blutet.“

„Rosen haben Dornen, Alexander“, belehrte Julian ihn trocken.



„Nein, ich meine, es läuft richtig.“

Sein Dienstherr seufzte ungeduldig. „Ich glaube trotzdem, wir kriegen mich noch mal durch.“

„Waren es weiße oder rote?“, wollte Alexander wissen.

„Was?“, fragte Julian entgeistert.

„Die Rosen, Sir. Weiß oder rot?“

„Oh, keine Ahnung. Warum willst du das wissen?“

„Einer von Somersets Bogenschützen hat mir erzählt, es bringt Unglück, wenn man sich an weißen Rosen verletzt. Es entzündet sich viel schneller als bei roten.“

„Wirklich?“, fragte Julian belustigt. „Ich schätze, das liegt daran, dass der Bogenschütze des Duke of Somerset Lancastrianer ist, Alexander. Bei den Yorkisten erzählen sie sich vermutlich das Gegenteil.“

„Tja. Kann sein“, murmelte der Knappe nachdenklich und rasierte die gefährliche Partie unter dem Kinn. „Und wenn Ihr Recht habt und wir schlagen die Yorkisten dieses Mal wieder, Sir, was passiert dann mit dem Earl of Warwick?“

Julian deutete ein Schulterzucken an. „Wenn wir ihn erwischen, verliert er den Kopf. Dafür wird die Königin sorgen.“

Alexander antwortete nicht. Er ließ das Messer sinken, und Julian warf ihm über die Schulter einen Blick zu. „Wie kommt es, dass du dir ausgerechnet über Warwick Gedanken machst?“

„Er ist mein Cousin.“

„Na und? Meiner auch. Trotzdem ist er ein Verräter.“

Die Augen des Jungen waren kummervoll. „Es kommt mir nur so widersinnig vor, Sir. Das ist ... ein Bruderkrieg. Ich kann nicht glauben, dass Gott es gutheißt. Und wir werden alle so enden wie Kain und Abel: Verdammt oder tot.“

Julian nickte. „Oder beides.“

Alexander wandte sich ab. „Ihr macht Euch über mich lustig“, murmelte er vorwurfsvoll, spülte das Messer in der Waschschüssel ab und räumte es sorgsam weg.

„Nein.“ Julian beschloss kurzerhand, dem Jungen reinen Wein einzuschenken und den Schutzschild seiner Flapsigkeit wenigstens für einen kurzen Moment zu senken. „Du hast vollkommen Recht. Es ist ein gottloser Bruderkrieg, und ich weiß oft selbst nicht, was ich denken soll. Der Earl of Warwick hat mich ausgebildet und war mir oft ein guter Freund. Es

hat mir ... ziemlich zu schaffen gemacht, dass unsere Wege uns in verfeindete Lager geführt haben. Und der König ist nicht gerade ein Mann, der Ergebenheit in einem weckt, nicht wahr? Man fragt sich manchmal, ob es sich wirklich lohnt, für ihn ins Feld zu ziehen.“

„Mylord!“, rief Alexander erschrocken aus.

Julian fuhr unbeirrt fort. „Aber der Duke of York ist nur auf den ersten Blick die bessere Wahl. Glaub mir, ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, sein wahres Gesicht zu sehen, und es war kein schöner Anblick. Er würde England ganz sicher nicht mehr Glück bringen als der fromme Henry, so unfähig und umnachtet der König auch sei. Und unser Cousin Warwick, der ruhmreiche Richard Neville, hat sich zu Yorks Geschöpf machen lassen. Er ist nicht besser als er. Wir alle müssen eine Entscheidung treffen, Alexander. Jeder von uns. Und sie ist für keinen leicht, für einen Neville schon gar nicht. Aber jeder Mann von Stand in England hat Verwandte und Freunde in beiden Lagern. Wer sich nicht entscheidet, der wird zerrissen. Also, triff deine Wahl. Wirf eine Münze. Tu irgendwas. Aber entscheide dich, sonst gehst du vor die Hunde.“

Alexander stand mit gesenktem Kopf vor ihm und schluckte sichtlich. Doch als er aufschaute, war ein kleines Lächeln in seinen Mundwinkeln. „Danke, Mylord, dass Ihr so offen wart. Ich habe gedacht ... ich sei der einzige, der es schwierig findet, sich zu entscheiden.“

„Das bist du todsicher nicht“, sagte Julian. „Ich schätze, es geht viel mehr Männern so, als wir ahnen, nur machen die meisten ein Geheimnis daraus. Und das sollten wir auch wieder tun, sobald diese Unterhaltung vorüber ist. Königin Marguerite sind halbherzige Anhänger verhasster als Feinde. Die Männer ihrer Schwanengarde sind überall, sie sehen alles, und sie hören alles. Man ist gut beraten, seine Gefühle vor ihnen und der Königin zu verbergen. Möglichst tief.“ Und das, befand er, war das weiseste Wort, das er heute gesprochen hatte, und ein guter Rat, den vor allem er selbst beherzigen sollte.